

BLOGGERWELT

Spiritualität für
Anti-Vegetarier

VON FRANZISKA REICHEL

Ein Freund bezeichnete mich einmal als „sportliche Grobmotorikerin“ – und trifft es damit leider ziemlich auf den Punkt. Ich liebe alle Sportarten, die große Mengen Adrenalin in meinen Körper pumpen. Wenn es aber um Geduld und Körperbeherrschung geht, gerate ich schnell an meine Grenzen. Ganz zu schweigen davon, dass ich eine große Schwäche für Burger habe, Alkohol trinke und kein bisschen spirituell bin. Trotzdem hatte ich mich vor einigen Jahren zu einem Yogakurs im Fitnessstudio angemeldet – im Freundeskreis war gerade das Selbstfindungsfieber ausgebrochen.

Dass die Wörter Yoga und Fitnessstudio grundsätzlich nichts in ein und demselben Satz verloren haben, wusste ich damals noch nicht. Das Ergebnis jedenfalls war niederschmetternd: Ich verrenkte mir in jeder Stunde ein anderes Körperteil, verfluchte dabei Gott und die Welt. Nach einem Monat schmiss ich das Handtuch. Erst als es mich im vergangenen Herbst beruflich nach Bangalore verschlug, wurde mein Ehrgeiz wieder geweckt. Schließlich liegt in Indien der Ursprung des Yoga, dessen Geschichte Jahrtausende zurückreicht. Ein großer Teil der indischen Bevölkerung praktiziert bis heute regelmäßig Yoga – und das überall, nur eben nicht in einem Fitnessstudio.

Als ich herausfand, dass in meiner Wohnanlage täglich Yogakurse stattfinden, war ich sofort Feuer und Flamme. Mit nagelneuem Outfit stand ich gleich am ersten Morgen beim Hausverwalter auf der Matte. Meine Frage nach dem nächsten Kurs brachte mir allerdings nur das typisch indische Kopfwackeln ein, das von Ja über Nein bis hin zu „Verschwinde von hier“ so ziemlich alles bedeuten kann. Es stellte sich heraus, dass die hauseigene Yogalehrerin auf unbestimmte Zeit nicht verfügbar war. Meine Besuche im „Yogisthaan Café“ und beim Yoga im Park verliefen ähnlich. So lernte ich die wichtigste Indien-Regel gleich zu Beginn: Dass etwas angekündigt wird, heißt noch lange nicht, dass es auch stattfindet. Völlig frustriert landete ich schließlich im „Art of Living Ashram“ und fand dort tatsächlich einiges: massenhaft Guru-Merchandise-Artikel, überteuertes Essen und eine Kaffeefahrt mit dem Bus. Nur meinen inneren Frieden suchte ich weiterhin vergeblich. Eine Yogastunde habe ich trotzdem mitgemacht – mit 80 lärmenden Chinesen.

Und dann kam sie doch, die Erleuchtung, völlig unerwartet – und zwar in Form meiner neuen Mitbewohnerin Rashmi, mit der ich mir für drei Wochen eine Wohnung in Bangalore teilte. Sie stammt aus Nordindien und praktiziert Yoga seit ihrem fünften Lebensjahr. Ich konnte mein Glück kaum fassen: Ich hatte eine persönliche Yogalehrerin gefunden. Von diesem Tag an veränderte sich vieles für mich. Mit Rashmis Hilfe begann ich, Yoga in meinen Alltag zu integrieren. Jeden Morgen vor der Arbeit verbrachten wir eine Stunde auf der Dachterrasse mit teilweise akrobatischen Übungen. Atmend. Meditierend. Wir fuhren zusammen ins Yoga-Mekka Mysore, verbrachten viel Zeit in einem kleinen Ashram. Nach ein paar Wochen gelang es mir, während der Sessions den Kopf völlig freizubekommen und mich nur auf meine Atmung und meinen Körper zu konzentrieren. Ich fühlte mich freier, gesünder, ausgeglichener als je zuvor.

Leider ist mein Indien-Abenteuer viel zu schnell zu Ende gegangen, und ich musste mich von Rashmi verabschieden. Ich war todunglücklich – und zugleich unendlich dankbar, dass sie etwas völlig Neues in mein Leben gebracht hatte. Denn auch wenn ich mich wohl nie ganz dem spirituellen Lager zuordnen werde: Dem Yoga hat mich mein fünfwöchiges Indien-Abenteuer allemal nähergebracht, als es der Hype in den Fitnessstudios meiner Heimat vermochte.

■ Franziska Reichel schreibt über ihre sportlichen Reiseerfahrungen in ihrem Blog coconut-sports.de. Die „Bloggerwelt“ erscheint alle zwei Wochen mit verschiedenen Autoren.



Die GEBURT Mallorcas

K

Kein Haus, kein Baum, kein Liegestuhl. Kein Strand, bloß Ufer mit staubigen Grasnarben, ein paar Sandkuhlen und, mittendurch, eine schnurgerade Straße, die andere Ziele hat. Hier fährt man vorbei, hier steigt man nicht aus.

VON ANNETTE PROSINGER

Dass in dieser Ödnis einmal das Herz des Massentourismus schlagen würde, darauf wäre damals, als das Foto entstand, kein Mensch gekommen, es sei denn, er hätte viel absurde Fantasie besessen. Dass dieser verlassene Küstenstreifen innerhalb weniger Jahre zum Inbilde des Pauschalurlaubs würde, dass auf diesen sandigen sechs Kilometern 250 Hotels mit 50.000 Betten entstehen, dass einmal 600.000 Menschen jedes Jahr hier einfliegen, dass Baden, braun werden und Ballermann hier zum kompletten Ferienprogramm gehören würden, mit Sangria-Eimern und Saurauslassen, mit Tableddancing und Jürgen Drews – all das konnte 1950 wirklich niemand dem gottverlassenen Platja de Palma ansehen. Aber vielleicht hätte sich so mancher auf Mallorca schon damals darauf gefreut.

Der Massentourismus hat das alte, bäuerliche Mallorca zerstört. Und er hat die Insel reich gemacht, die Mallorquiner gehören heute zu den wohlhabendsten Spaniern. Weshalb sie zum

Der Massentourismus hat zwar die ursprüngliche Insel zerstört, ihre Bewohner aber reich gemacht. Die Mallorquiner gehören heute zu den wohlhabendsten Spaniern. Wie alles anfang, hat niemand besser dokumentiert als ein unermüdlicher Postkartenfotograf



Ansturm von zehn Millionen Urlaubern, den sie mittlerweile pro Jahr überleben müssen, ein gespaltenes Verhältnis haben. Es kommen zu viele. Sie sind schwer zu ertragen. Aber wo wäre man ohne sie? Ein neuer Bildband, „Mallorca clásica“ vom Heel-Verlag, über die Anfänge des Massentourismus dokumentiert den Zwiespalt: Die Fotos berichten von einem brachialen wirtschaftlichen, sozialen und topografischen Umbruch, wie ihn im Mittelmeer kaum eine andere Insel erlebt hat. Und doch sind es keine wehmütigen Fotos. Weil sie auf diesen Umbruch alle Hoffnung für eine glückliche Zukunft setzen.

Wie das alte Mallorca war, das vor allem von Mandeln, Oliven und Fischfang lebte, hat Josep Planas i Montanyà – von dem sämtliche Bilder im Buch stammen – noch erfahren: Als junger Soldat war er vom katalanischen Festland 1945 auf die Insel beordert worden, auf der ihre Winter zu verbringen bisher allenfalls unerschrockenen englischen Rentnern in den Sinn gekommen war. Planas gefiel die Insel. Weil er gern fotografierte, eröffnete er ein Fotofachgeschäft und „erfand“ für Mallorca etwas, ohne das im smartphonefreien 20. Jahrhundert ein vernünftiger Fremdenverkehr gar nicht denkbar war: die Ansichtskarte.

Es war eine nützliche Geschäftsidee mit bestem Timing, die ihren Schöpfer reich und bekannt machen sollte. 1950 hoben die UN den diplomatischen Boykott auf, den sie über das faschistische Spanien des Diktators Francisco Franco verhängt hatten. Das bitterarme Land begann, in den Tourismus zu investieren. 1960 wurde nahe Palma der Flughafen Son Sant Joan eingeweiht, auf dem schon bald die neuen Chartermaschinen landen sollten. Der Massentourismus hielt Einzug, und Planas begleitete ihn auf Schritt und Tritt, als eine Art mallorquinischer Google-Earth-Vorläufer mit Agfa-Filmen: Erst fuhr er mit

dem Moped zum Shooting, dann hatte er einen Lieferwagen mit einer aufs Dach montierten Kamera, und natürlich war er der Erste auf der Insel, der über einen eigenen Helikopter verfügte. Luftaufnahmen wurden zu seiner Spezialität. Über Jahrzehnte hinweg fotografierte Planas all die Touristenorte, wie sie an den Buchten und Stränden entstanden, die Fotos wurden zu Postkarten und Postern, sie illustrierten Werbebroschüren und Reiseführer, seine Firma wuchs, in ihren besten Zeiten beschäftigte Casa Planas 200 Angestellte. Nebenbei wurde er zum Promifotografen, seine Bilder von den Inselfestivals der Schönen und Reichen wurden von europäischen und amerikanischen Gesellschaftsmagazinen abgedruckt. Das Image Mallorcas, das in jenen frühen Jahren des Booms um die Welt ging, es stammt zum großen Teil aus einer Kamera, aus der des Inselfotografen Josep Planas.

Für seine Ansichtskarten hatte er eine einfache Formel: ein paar Vignetten mit Ortsansichten und, groß daneben, eine attraktive Frau. Nicht etwa eine mallorquinische Schönheit, sondern eine nordeuropäische Touristin, mal blond, mal rothaarig, gern mit Wasserball oder Luftmatratze in der Hand, immer strahlend, immer im Badeanzug. Die Karte sollte nicht das Leben auf der Insel zeigen, sondern die Ferien ihrer Gäste. Wer so eine Karte verschickte, berichtete ja nicht von dem fremden Inselvolk, sondern von sich selbst in seinem Urlaubsparadies. Ansichtskarten sind schließlich die Vorläufer der Selfies. Planas hat ihren selbstreferenziellen Nutzen sofort begriffen und deshalb immer und immer wieder die in den Buchten Mallorcas entstehenden Hotelkolosse fotografiert. Wie sich ein weißer Betonquader nach dem anderen in die Landschaft frisst, mehr und mehr Bettenburgen die Strände umstellen, aus Ackerland Asphalt wird. Was sich heute